

FINAL FANTASY VII
The Kids Are Alright:
Eine Turks-Nebengeschichte

Kazushige Nojima

Illustrationen von
Sho-u Tajima

PANINI BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Originalausgabe:

FINAL FANTASY VII GAIDEN TURKS – THE KIDS ARE ALRIGHT –
A Turks Side Story

by Kazushige Nojima, Illustrations by Sho-u Tajima

© 2011 Kazushige Nojima/SQUARE ENIX CO., LTD.

© 1997, 2004-2009 SQUARE ENIX CO., LTD. All Rights Reserved.

CHARACTER DESIGN: TETSUYA NOMURA

First published in Japan in 2011 by SQUARE ENIX CO., LTD.

Deutsche Ausgabe: Panini Verlags GmbH, Schlossstr. 76, 70176 Stuttgart.

Geschäftsführer: Hermann Paul

Head of Editorial: Jo Löffler

Head of Marketing: Holger Wiest (email: marketing@panini.de)

Presse & PR: Steffen Volkmer

Übersetzung: Andreas Kasprzak

Lektorat: Julia Gstöttner

Umschlaggestaltung: tab indivisuell, Stuttgart

Cover Art: Sho-u Tajima

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany

YDFFRO015

ISBN 978-3-8332-4019-5

1. Auflage, März 2021

Auch als E-Book erhältlich: ISBN 978-3-7367-9882-3

Findet uns im Netz:

www.paninicomics.de



PaniniComicsDE



FINAL FANTASY VII
The Kids Are Alright:
Eine Turks-Nebenquest

Kazushige Nojima

Illustrationen von SHO-U TAJIMA



KIRIE

Die 19-Jährige aus den Slums hat keine lebenden Verwandten mehr. Ihre Großmutter war eine Betrügerin, ihre Eltern waren Taschendiebe, und auch Kirie führte ein verbrecherisches Leben – bis sie Evan trifft und eine Privatdetektei eröffnet. Ihre Hilfsbereitschaft wird häufig missverstanden, und ihre Freunde warnen sie oft, vorsichtiger zu sein.



EVAN

Ein grüblerischer 19-Jähriger, der bis vor zwei Jahren in der Oberstadt von Midgar lebte. Nachdem er in den Slums Kirie und andere Freunde kennenlernte, half er, Mireilles Privatdetektei zu gründen. Er ist ein Querkopf, und Aufrichtigkeit liegt ihm nicht gerade.



RENO

Selbsternanntes Ass der Abteilung für Allgemeine Angelegenheiten (aka die Turks). Reno hofft auf ein Wiedererstarken von Shinra. Er schätzt seine Freundschaften, vor allem die zu seinem Partner Rude. Er beginnt auch, Sympathien für Evan und Kirie zu hegen, und behält die beiden stets im Auge.



RUDE

Renos langjähriger Partner und einer der besten Agenten der Turks. Seit dem Tag des Meteors bewacht er Rufus, den kranken, verletzten Direktor des Konzerns. Rude ist schweigsam, aber mitfühlend, und er beginnt, gemeinsam mit seinem Partner über Evan und Kirie zu wachen.

CLOUD

Besitzer des Strife-Kurierdienstes, der einen Auftrag von Evan annimmt. Was Evan und seine Freunde nicht ahnen: Cloud ist einer der Helden, die vor zwei Jahren die Welt retteten.

TIFA

Besitzerin einer Bar namens Siebter Himmel, wo sich Evan und seine Freunde treffen, um ihre Ermittlungen zu besprechen oder sich einfach nur zu entspannen.



sieh mich,
fühle mich



FINAL FANTASY VII
The Kids Are Alright:
Eine Turks-Nebenquest

Kazushige Nojima

Illustrationen von SHO-U TAJIMA

INHALT

SEE ME, FEEL ME

- 1 Ein paar Worte über mich 13 2 Wie alles begann 33
 3 Problemmagnet 42 4 Im Siebten Himmel 58
5 Elenas Frustration 74 6 Mireilles Privatdetektei 76
 7 Fabios Strafe 92 8 Eine chaotische Nacht 94
9 Egoismus 97 10 Man trifft sich immer zweimal 105
 11 Kein Glück 115 12 Terra Incognita 121
13 Annette Townshend 132 14 Die Welt steht wieder
 kopf 134 15 Schlechtes Timing 141
16 Immer diese Gefühle 150 17 Offene Rechnungen 160
 18 Reisevorbereitungen 167 19 Ausgestoßene 177
 20 Der Strife-Kurierdienst 179 21 Bei Tifa 183
22 Kirie und die Turks 193 23 Leslie und Merle 197
 24 Kirie geht essen 200 25 Treffen mit einem Mist-
kerl 201 26 Aussprache 212 27 Neue Aufgaben 215
28 Kiries Gegenangriff 217 29 Reno und Rude werden
ungeduldig 226 30 Romantische Spannungen und eine
 Überraschung am Morgen 296

WHO ARE YOU?

- 31 Erinnerungen während einer ereignislosen Reise 241
32 Die Chocobo-Reiterin 261 33 Angriff auf Rude 269
 34 Rote Bestie, schwarzes Wasser 273

- 35 Reno und Rude heben ab 277 36 Die Turks können
auch anders 294 38 Wiedergutmachung 303
- 39 Nibelheim 305 40 Unter-Junon 321 41 Das Gasthaus
Zum Eiszapfen und ein Brief von Mutter 324
- 42 Fabio 336 43 Die Kreatur 344
- 44 Verzweiflung und Hoffnung 352 45 Das Eislabyrinth
und der Lebensstrom 365 46 Nachspiel 383

SEE ME, FEEL ME

I

Ein paar Worte über mich

Als ich vierzehn Jahre alt war, nahm ich einen rußschwarzen Kater bei mir auf. Der arme, kleine Kerl miaute in der Nähe meines Hauses am Straßenrand, also nahm ich ihn auf den Arm und brachte ihn mit nach Hause. Ich überlegte noch, welchen Namen ich ihm geben sollte, als meine Mutter anfing, ihn Rußpfote zu rufen. Typisch, eine Katze nach der Farbe ihres Fells zu benennen, aber mir ist nie ein besserer Name eingefallen.

Rußpfote schlief überall, nur nicht auf den Stühlen oder auf den Kissen, die wir für ihn ausgelegt hatten. Alle paar Stunden entdeckten wir ihn an einer anderen Stelle – in der Küche, in meinem Zimmer, im Zimmer meiner Mutter. Unser Haus war nicht übermäßig groß, aber er fand immer wieder neue Ecken und Winkel für seine Nickerchen und Meditationen.

Leider blieb er nicht lang bei uns. Ungefähr sechs Monate nach seiner Ankunft lief er davon. Vermutlich glaubte er, dass er alle guten Plätze in unserem Haus inzwischen gefunden hatte. Zu dem Zeitpunkt war ich bereits fünfzehn – keine Ahnung, wie alt der Kater war.

„Vielleicht hat er uns nie gemocht“, sagte ich eines Abends, als ich an Rußpfote dachte.

„Ach, alle Jungs verlassen das Haus, wenn sie erwachsen sind“, erwiderte meine Mutter in diesem Tonfall, den sie

immer hatte, wenn sie andere mit ihrer Weisheit beglücken wollte.

Ich hatte nie davon geträumt, mein Zuhause zu verlassen oder meine Mutter. Ich wollte einfach nur schnellstmöglich erwachsen werden, damit ich Geld verdienen und ihr helfen konnte.

Sie arbeitete tagsüber in einem Café und nachts in einer Bar; war von dem vielen Stehen also immer erschöpft. Und doch fand sie immer irgendeinen Grund, warum ich mir keinen Job suchen sollte. Ich hatte als kleines Kind ein schwaches Herz, und ich glaube, sie machte sich noch immer schreckliche Sorgen deswegen. Ich wurde operiert, als ich fünf Jahre alt war, und seitdem hatte ich nie irgendwelche Probleme gehabt. So weit es mich anging, war ich also bei bester Gesundheit.

„Komm schon, Mama. Ich will einen Job“, sagte ich zu ihr.
„Möchtest du dich nicht mal ein bisschen ausruhen?“

„Du bist ein guter Sohn, und ich weiß dein Angebot zu schätzen. Aber warte doch bitte noch zwei Jahre, ja? Bis du siebzehn bist.“ Sie wickelte eine Haarsträhne um ihren Finger – sie hatte außergewöhnlich helles, blondes Haar, das nach der Arbeit immer nach Zigarettenrauch stank.

„Warum muss ich siebzehn sein?“

„Weil Rußpfote auch so alt war.“

Das ergab keinerlei Sinn. Einen Job anzunehmen war nicht dasselbe, wie das Nest zu verlassen. Nur zu gerne hätte ich eine richtige Diskussion mit ihr darüber geführt, aber ich hasste es, mit ihr zu reden, wenn sie betrunken war.

Weitere sechs Monate später sah ich Rußpfote wieder – oder zumindest einen Kater, der ihm zum Verwechseln ähnlich sah. Es war irgendwo auf der Straße, und Rußpfote war von Dutzenden Kratzern übersät. Die Spitze eines Ohrs fehlte. Ich rief

seinen Namen, und er blickte zu mir herüber, als wäre ich die letzte Person, die er gerade sehen wollte. Kurz darauf trotzte er davon. Als ich versuchte, ihm zu folgen, kletterte er auf einen Zaun und sprang von dort auf ein Dach – alles, ohne auch nur einmal zurückzublicken. Ich hatte nicht vor, ihm dort hinauf zu folgen.

Ich will einen Job, hatte ich gesagt. *Warte bitte noch zwei Jahre*, hatte sie gesagt. Die Unterhaltung wiederholte sich so oft, dass man fast die Uhr danach stellen konnte.

Die meisten meiner Freunde hatten Jobs, und ich fand, ich sollte zumindest ein wenig Geld nebenher verdienen. Ich fühlte mich wie die Pointe eines Witzes, über den sich alle totlachten.

In Sektor Sechs der Oberstadt, am Ende einer Straße voller Läden, Bars und Restaurants, gab es eine dunkle Gasse, eingegrenzt von einem Buchladen und einer Waffenwerkstatt. Sie roch nach rostigem Stahl, und sie führte zu einer kleinen Seitenstraße, wo sich identisch aussehende Häuser mit falschen Backsteinfassaden aneinanderreihen. Das Ganze sah fast aus, als hätte es ein Kind gemalt. In einem dieser Häuser wohnten wir.

Ich hatte gehört, dass diese Wohngegend so alt war wie die Oberstadt selbst; ursprünglich sollten die niederen Shinra-Anstellten hier leben, aber im Lauf der Zeit waren die Konzernleute alle in die Sektoren Fünf und Sieben übergesiedelt. Es hatte Pläne gegeben, die Gebäude hier abzureißen, aber irgendein reicher Kerl, dem die Hälfte der Bars an der nahen Hauptstraße gehörte, hatte die Häuser von Shinra gemietet, um seine Angestellten dort unterzubringen.

Die Miete war billig genug, sodass auch Leute, die aus den

Slums hochgekommen waren, hier leben konnten – die armen Teufel, die auch mit nur zwei Gil in ihrer Tasche davon träumten, sich hier oben ihre Wünsche zu erfüllen. Heute stach die Wohnsiedlung aus den wohlhabenden Gegenden ringsum hervor wie ein Geschwür – aber immerhin besser als die Slums, darin waren sich alle einig.

Es war die Woche vor meinem siebzehnten Geburtstag. Das Klingeln des Telefons weckte mich, und ich konnte hören, wie meine Mutter sich leise mit jemandem unterhielt. Als ich aufstand, wischte sie gerade in der Küche – was seltsam war, weil ich eigentlich dafür zuständig war, das Haus sauber zu halten.

Ihr müsst wissen, mein Leben war immer ziemlich ereignislos. Ich ging zum Lernen zu meinem Tutor, hing mit meinen Freunden herum, streifte durch die Stadt, sah mir an, was immer man trotz des grässlichen Empfangs im Fernsehen sehen konnte. Ohne Job hatte ich praktisch keine Verantwortung, keine Aufgaben. Alles, was ich tun konnte, um zu helfen, war, im Haus für Ordnung zu sorgen, und das tat ich auch gewissenhaft. Als ich meiner Mutter erklärte, dass ich erst gestern in der Küche gewischt hatte, sagte sie, dass wir Besuch bekommen würden.

„Ich möchte dich gern vorstellen. Zieh dir bitte etwas Anständiges an.“

Sie sah mir dabei nicht in die Augen. Ich hatte ein schlechtes Gefühl bei der Sache – und das nicht ohne Grund, wie sich herausstellte.

Nick Foley war Mitte dreißig, ungefähr so alt wie meine Mutter. Er war schlank und hochgewachsen, und er trug einen modischen, grauen Anzug samt pastellfarbener Krawatte mit wei-

ßem Punktemuster. Man könnte wohl sagen, dass er gut aussah auf eine unauffällige, eher langweilige Art und Weise.

Er stand in der Tür und grinste mich an. „Ich arbeite bei Shinra in der Verwaltung. Du kannst mich Nick nennen.“

Alles an seiner Miene und seiner Haltung schrie *Wir werden beste Freunde sein*, und eine Sekunde lang wäre ich beinahe darauf hereingefallen. Ich beschloss, in seiner Nähe noch einmal extra Vorsicht walten zu lassen.

„Wow, du siehst genauso aus wie dein Vater“, bemerkte Nick Foley, bevor er das Gesicht verzog, als hätte er gerade etwas gesagt, was er besser nicht aussprechen hätte sollen.

„Sie kannten ihn?“, fragte ich.

Mein Vater war kurz nach meiner Geburt gestorben. Wir hatten keine Fotos von ihm; ich wusste also nicht einmal, wie er ausgesehen hatte.

„Äh, nein. Ich meine nur … Du kommst nicht wirklich nach deiner Mutter. Tut mir leid. Das hätte ich nicht sagen sollen. Ich hörte, was passiert ist. Aber du bist ein gut aussehender Bursche. Die Mädchen sind sicher alle verrückt nach dir.“

Vermutlich schnaubte ich abfällig, denn Nick drehte sich hilfesuchend zu meiner Mutter herum.

„Wie wäre es mit einem Stück Torte?“, schlug meine Mutter vor. „Nick hat welche mitgebracht. Von Frau Toska!“

Sie stellte die Teller ein wenig zu energisch auf den Tisch, dann platzierte sie auf jedem ein übermäßig mit Zuckerguss verziertes Stück Torte. Frau Toskas kostspielige Berge aus Sahne und Zucker gönnten wir uns nur zu besonderen Anlässen – in der Regel am Zahltag. *Ein kleines bisschen Luxus für mich*, sagte meine Mutter dann, und wir aßen ganz langsam und genüsslich.

„Nur zu, ihr beiden, setzt euch“, drängte sie nun.

„Fantastisch. Ich wollte diese Torte probieren, seit ich das erste Mal davon gehört hatte. Ich mag es normalerweise nicht so süß, aber ...“

Nick Foley ließ sich auf den Stuhl fallen, auf dem ich sonst immer saß, und ich wünschte, er würde auf der Stelle tot umfallen. Selbst das Lächeln meiner Mutter sah inzwischen ein wenig gequält aus.

Drei Stühle standen um den Esstisch, und von den beiden verbliebenen wählte ich den, der meinem neuen Erzfeind gegenüber stand. Eigentlich war es der Stuhl meiner Mutter, also musste sie sich auf den nur selten benutzten Gästestuhl setzen.

Nick Foley musste aufgefallen sein, wie frostig die Stimmung seit seinem Erscheinen geworden war. Er seufzte und blickte mich an, die Ellbogen auf den Tischrand gestützt, die Finger unter dem Kinn verschränkt.

„Ich hätte mich dir vielleicht früher vorstellen sollen. Aber ich hatte einfach keine Zeit“, sagte er. „Ich schätze, ich bin ziemlich spät dran. Hat deine Mutter dir schon von mir erzählt?“

Anschließend blickte er meine Mutter an. Sie murmelte eine unhörbar leise Entschuldigung, von wegen, sie hätte vergessen, es zu erwähnen.

„Tja, das ist jetzt unangenehm. Aber wir können unsere Pläne nicht mehr ändern. Alles ist bereit. Wir verlassen Midgar in zwei Tagen, und du musst dich vorbereiten.“

„Wovon reden Sie da?“, schnappte ich.

„Deine Mutter und ich haben lange darüber gesprochen, und wir haben beschlossen, dass du mit uns kommen musst. Man hat schließlich nur eine Familie, richtig? Also gebe ich euch jetzt am besten ein wenig Zeit, damit sie dir alles erklären kann ...“

Ich schleuderte mein Stück Torte mitsamt dem Teller vom Tisch und stürmte aus dem Haus.

Das Zerschellen des Tellers konnte ich noch lange später in meinem Kopf hören. *Das sieht mir gar nicht ähnlich*, dachte ich. Trotzdem war ich sicher, dass ich zurückgehen und mit meiner Mutter reden würde, sobald ich mich beruhigt hätte. Sie hatte offensichtlich so einiges vor mir verborgen.

Aber, verflucht nochmal! Die Stadt verlassen? In nur zwei Tagen? Auf keinen Fall. Das konnten sie vergessen. Ich würde nirgendwo hingehen, schon gar nicht mit *ihm*.

Ich beschloss, eine Weile unterzutauchen – zumindest bis nach dem Tag, an dem sie gehen wollten. Dann wären Nick Foleys Pläne ruiniert. Sicher, danach würde die Stimmung eine Weile unangenehm sein, aber eine bessere Idee wollte mir nicht einfallen. Früher oder später würde es wieder so werden wie zuvor, sagte ich mir, während ich durch Sektor Sieben auf die Lagerhäuser des Sektors Acht zuschlich – die meisten jugendlichen Ausreißer, die nicht gefunden werden wollten, versteckten sich dort.

Ich hatte mein Ziel fast erreicht, als Sektor Sieben einstürzte.

Die Oberstadt war eine kolossale, erhöhte Scheibe, die von mehreren Stützsäulen getragen wurde, und als die Terroristen die Säule unter Sektor Sieben sprengten, riss sich die gesamte Sektion von den benachbarten Sektoren Sechs und Acht los und stürzte in die Tiefe. Ein gewaltiger Abschnitt der Slums darunter wurde eingeebnet, und zahllose Menschen starben.

Als die Bombe hochging, war ich direkt auf der Grenze zwischen Sieben und Acht. Der Boden unter mir begann zu beben und ich sprintete instinktiv los. Ich hatte keine Ahnung, was

hinter mir geschah. Ich schloss mich einfach dem Strom von Leuten an, die um ihr Leben rannten.

Es dauerte eine Weile, ehe ich schließlich erfuhr, dass Sektor Sieben eingestürzt war. Sektor Sechs war laut den Meldungen noch intakt, doch Genaueres konnte niemand sagen. Ich machte mir Sorgen um meine Mutter, und ich versuchte, durch Sektor Null – die Stadtmitte – nach Hause zu gelangen, aber Shinra-Truppen hatten alles abgeriegelt, um weitere terroristische Anschläge zu verhindern. Mir blieb also nichts anderes übrig, als den langen Weg zu nehmen, um die große Scheibe herum, von Sektor Acht nach Sektor Eins, dann weiter nach Zwei, dann nach Drei ... Alle hatten Angst, alle fragten sich, was wohl als Nächstes in die Luft fliegen würde. Erst vor ein paar Tagen hatten dieselben verrückten Terroristen den Mako-Reaktor von Sektor Eins gesprengt.

Ich brauchte drei Tage, um Midgar zu umrunden und nach Hause zu gelangen. Normalerweise hätte ich die Strecke innerhalb eines Tages zurücklegen können, zumindest ohne Pausen oder Schlaf, aber dies waren alles andere als normale Umstände, und so dauerte meine Reise durch die Stadt eben drei Tage.

Von Beginn an lief alles schief. Ich verirrte mich in den unvertrauten Straßen von Sektor Acht, geriet in Panik und rannte einfach blind drauflos, bis meine dünne Kleidung schweißdurchtränkt war. Es wurde dunkel, und ein kalter Wind pfiff zwischen den Lagerhäusern hindurch.

Mein Magen schmerzte, ich war fiebrig und fröstelte gleichzeitig, und ich verfluchte meine erbärmliche Verfassung, während ich nach einem Unterschlupf suchte. Schließlich fand ich ein leeres Lagerhaus und rollte mich auf etwas zusammen, das

wie eine weggeworfene Matratze aussah. Ungefähr zu diesem Zeitpunkt tauchte ein Haufen zwielichtig aussehender Gestalten auf.

Sie waren in meinem Alter, aber wenn ich eine Hauskatze war, dann waren sie ein Rudel von Streunern. Sie sagten, dies wäre ihr Gebiet, und wenn ich hier schlafen wollte, dann müsste ich bezahlen. „So funktioniert das hier, Kumpel“, zischte einer. Aber ich hatte keine Gil dabei, und auch nichts, was ich eintauschen könnte. Also diente ich ihnen stattdessen als Sandsack, an dem sie ihre Frustration ausließen. Mein Rücken und mein Bauch brannten vor Schmerzen, als sie schließlich fertig waren, mich zu treten.

Immerhin schlief ich die Nacht durch, aber am nächsten Morgen ging es mir kein bisschen besser. Trotzdem wollte ich nicht noch einmal den Preis für meine modrige Matratze zahlen. Und abgesehen davon musste ich sichergehen, dass meiner Mutter nichts passiert war. Am allermeisten wollte ich jedoch nach Hause. Also nahm ich all meine Willenskraft zusammen und verließ das Lagerhaus.

An die nächsten beiden Tage erinnere ich mich nur noch verschwommen. Ich taumelte dahin und blieb gefühlt alle fünf Minuten stehen, um mich auszuruhen, bis ich schließlich am Nachmittag des dritten Tages zu Hause ankam. Unser Haus sah noch genauso aus wie zuvor. Meine Mutter war nicht da – natürlich, um diese Tageszeit musste sie arbeiten. Ich nahm ein wenig Medizin, vergrub mich in meinem Bett und schlief mit dem Gedanken ein, dass ich sie in der Bar besuchen würde, sobald ich wieder aufwachte.

Es war dunkel, als ich die Augen wieder aufschlug, und ich fühlte mich ein klein wenig besser – stark genug, um zu der Bar zu schlurfen. Aber zuerst brauchte ich eine Dusche.

Ich trocknete mich auf dem Weg zurück zu meinem Zimmer ab, dann schlüpfte ich in Unterwäsche, meine schwarze Hose und einen dunkelblauen Pulli, der mich ein wenig kräftiger aussehen ließ. Es war das erwachsenste Outfit aus meinem Kleiderschrank, das sich zusammenstellen ließ. Ich war während der letzten Monate in die Höhe geschossen, aber noch immer schmalschulterig und schmächtig; einen schlaksigen Kerl wie mich würde man höchstwahrscheinlich mit höhnischem Gelächter aus der Bar werfen. *Das Muttersöhnchen ist da! Jemand soll ihm ein Glas warme Milch bringen und ihm ein Schlaflied singen!*

Ich wollte schon aufbrechen, aber erst musste ich noch mein Bett machen – Macht der Gewohnheit, schätze ich. Ich falte die dünne Decke, und als ich das Kissen aufschüttelte, entdeckte ich darunter einen kleinen Umschlag. Fast hätte ich ihn übersehen.

Im Inneren befand sich ein kleines Bündel Geld und ein Brief von meiner Mutter: *Ich werde wie geplant mit Nick fortgehen. Sobald sich die Dinge ein wenig beruhigt haben, werde ich anrufen und dir sagen, wo wir sind. Die Hälfte des Geldes ist für Essen. Spar den Rest für deine Reise zu uns.* Ganz kühl und geschäftsmäßig.

Sektor Sieben war am selben Tag eingestürzt, als ich abgehauen war. Als meine Mutter diese Zeilen geschrieben hatte, musste sie also gewusst haben, was passiert war und wie schwer die Schäden waren. Trotzdem war sie mit diesem Idioten verschwunden, ohne zu wissen, ob ihr Sohn in Sicherheit war. Mehr noch, sie schien zu glauben, dass ich ihnen hinterherrennen würde, sobald sie mir sagte, wo sie waren. Was war hier nur los?

Ich ging ins Zimmer meiner Mutter und öffnete den Schrank. An den Bügeln hing noch immer ihre Arbeitskleidung, von der sie hoffte, dass sie sie jünger aussehen ließ, und da waren auch die peinlich geschmacklosen Kleider, die sie bei ihrem nächtlichen Job in der Bar trug. Offenbar arbeitete sie dort also nicht mehr. Was den Rest anging, ihre normalen Kleider, die sie auf dem Schrankboden gefaltet hatte, die waren alle verschwunden. Ich setzte mich auf das Bett und starrte eine Weile ins Nichts, bis mir plötzlich das Versteck in der Decke einfiel.

Ich holte einen Stuhl aus der Küche und stellte ihn in die Mitte des Raumes, sodass ich an die Deckenbretter herankam. Ich hob eines davon an, drehte es und ließ es dann aufs Bett hinabfallen. Ich spähte durch die rechteckige Lücke. Dort versteckte meine Mutter ihre kleine „Schatztruhe“ mit ihrem Geld und ihren Erinnerungsstücken. Das Geld war das Wenige, das von ihrem wöchentlichen Lohn übrig geblieben war, und die meisten der Erinnerungsstücke waren Andenken an meine „ersten Male“: meine Nabelschnur, eine Locke von meinem ersten Haarschnitt, der erste Milchzahn, der mir ausgefalen war – alles ziemlich ekelig, wenn ihr mich fragt, aber meine Mutter schien es irgendwie für wertvoll zu halten.

Ich griff durch die Lücke, meine Fingerspitzen streiften die Kiste ... und schoben sie außer Reichweite davon. Ich hielt mich an den Rändern des Loches fest und zog mich hoch, um zu sehen, wo sie war, aber da löste sich das dämliche Brett. Meine Füße fanden den Stuhl nicht mehr, und um ein Haar wäre ich mit dem Hintern auf den Boden gefallen. Aber irgendwie schaffte ich es, auf den Füßen zu landen.

Ich musste wohl Glück im Unglück gehabt haben, denn dadurch, dass ich das Brett aus der Decke brach, fiel die Kiste von oben herab, und mit ihr zwei kleine Papiertüten.

Die Schatzkiste war in Wirklichkeit ein hölzernes Kästchen. Mein jüngeres Ich hatte den Deckel mit Buntstiften verziert; ich konnte noch immer einen purpurnen Dummapfel erkennen – meine Lieblingsfrucht. Ich öffnete das Kästchen, und im Inneren fand ich alle Schätze meiner Mutter, einschließlich ihres Ersparnen. Dann stammte das Geld unter meinem Kissen also nicht von ihrem Ersparnen. Wo hatte sie es dann her? Von Nick Foley, dem Idioten?

Die Papiertüten hatte ich nie zuvor gesehen. Ich hob eine auf und zog die neuen, makellos weißen Kordeln auseinander, um hineinzuspähen. Was ich sah, ließ mich beinahe doch noch auf den Hintern fallen. Da war genug Geld, um ein ganzes Jahr lang in Luxus zu leben – wenn nicht sogar mehr. Genug Geld, dass mir schwindelig davon wurde. Die Scheine waren ebenso makellos wie die Tüte, und noch immer mit einer Banknotenbanderole umwickelt. An einem der Bündel saß die Banderole etwas lockerer, und ich zählte zwei und zwei zusammen: Darauf musste das Geld unter meinem Kissen stammen. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich ein Teil des Puzzles gefunden, gleichzeitig musste ich aber erkennen, dass dieses Puzzle viel größer war als ursprünglich angenommen. Wo zur Hölle hatte meine Mutter so viel Geld her?

Mir wollte nur eine Antwort einfallen: Nick Foley, der Idiot.

Die andere Tüte bestand aus schwerem, hellgrünen Papier und war mit einem Klebestreifen verschlossen. Ich zog den Streifen ab und entdeckte einen dunkelbraunen Lederbeutel mit einer Klappe und Metallverschlüssen. Er sah solide und zweckmäßig aus, wie etwas, das man beim Militär bekam. Oder vielleicht gehörte er zur Ausrüstung eines Abenteurers. Als ich die Klappe zurückschlug, erblickte ich im Innern eine kleine Karte.

Alles Gute zum siebzehnten Geburtstag! Wenn du erst erwachsen und tapfer und stark bist, wird dir dieser Beutel bestimmt gute Dienste erweisen. Hab dich lieb – Mama.

Meine Mutter hatte mir also ein Geburtstagsgeschenk besorgt, es dann in der Decke versteckt und die Stadt verlassen, bevor sie es mir geben konnte. *Ich hab dich lieb.* Sie war weiß der Teufel wohin verschwunden, gemeinsam mit diesem grinsenden Schleimer mit den tiefen Taschen, und ihrem Sohn hatte sie einen Berg aus Bargeld hinterlassen.

Welchen Sinn ergab das alles? Wie passten die Teile dieses Puzzles zusammen?

Ich setzte mich auf das Bett, um nachzudenken, aber ich hatte das bestimmte Gefühl, dass ich durch Grübeln allein keine Antworten finden würde. Sie würde anrufen. Früher oder später würde sie anrufen. Bis dahin blieb mir nichts anderes übrig, als auf das Klingeln des Telefons zu warten. Also beschloss ich, die Decke in Ordnung zu bringen.

Ich nahm das Brett, stellte mich auf den Stuhl und schob es an seinen Platz zurück. Es dauerte eine Weile, und meine ausgestreckten Arme begannen wehzutun, aber obwohl ich versuchte, nicht an meine Mutter zu denken, kam mir nach einer Weile doch ein unangenehmer Gedanke.

Meine Mutter war nicht sonderlich groß. Selbst wenn sie auf einem Stuhl stand, könnte sie die Decke nicht erreichen. Ihr Erspartes dort oben zu verstecken, war meine Idee gewesen, nachdem ich meinen letzten Wachstumsschub gehabt hatte. Seitdem war es stets meine Aufgabe gewesen, neue Schätze in die Truhe zu packen. Ich wusste, wie viel Geld sie verdiente und wie viel davon übrig blieb, sodass sie es sparen konnte. Ich wusste genau, wie arm wir waren.

Die Eine-Million-Gil-Frage lautete also: Wer hatte das Geld

und das Geburtstagsgeschenk ohne mein Wissen dort oben deponiert? Es konnte niemand anderes als der hochgewachsene Mann gewesen sein, der an der Eingangstür meines eigenen Hauses auf mich herabgegrinst hatte. Nick Foley, der Idiot. Der Lügner, der im Zimmer meiner Mutter gewesen war.

Ich ließ das Deckenbrett auf den Boden fallen, marschierte zu dem Telefon an der Wand neben der Eingangstür hinüber ... und riss das Kabel heraus.

Ich wollte sie spüren lassen, wie wütend ich auf sie war.

Ich versuchte, wieder zu so etwas wie einem normalen Leben zurückzukehren. Ich ging zu meinem Tutor, hing mit meinen Freunden herum, sah fern. Kurz überlegte ich, ob ich das Geld auf den Kopf hauen sollte, aber mir gefiel die Vorstellung nicht, dass Nick Foley für mein Vergnügen bezahlte. Und wenn ich ehrlich war, fiel mir auch keine gute Möglichkeit ein, das Geld auszugeben. Letztlich packte ich die Bündel in meinen Geburtstagsbeutel und dachte nicht mehr daran.

Nachts hatte ich Probleme, einzuschlafen, bis ich eines Abends entschied, ich könnte ja mal ein Buch lesen. Lesen war eigentlich das Hobby meiner Mutter, und ihr Zimmer war voll von Romanen. Ich wählte Band I von *Flucht aus Wutai*, weil es ganz außen auf dem Regal stand und mir als Erstes ins Auge stach. Das war der einzige Grund.

Das Buch war alt, geschrieben während des Krieges, und es begann mit einer langen Einleitung über die Wutaianer, die ihre außergewöhnlichen Kampfkunstfähigkeiten einsetzten, um die Insassen in einem Kriegsgefangenenlager zu töten. Doch als die Wutaianer eines Tages nicht achtgaben, gelang fünf Gefangenen die Flucht – drei Männern und zwei Frauen.

Oh, oh, da gibt es ein fünftes Rad am Wagen, dachte ich. Einer der Männer wird nicht durchkommen. Vermutlich der dämliche Offizier aus Shinras Militär. Doch in einer unerwarteten Wendung überlebte der Offizier, und er wurde sogar zum Anführer und Boss der vier anderen. Ich fing an, aktiv zu hoffen, dass es ihn bald erwischen würde. Gegen Ende des Buches wurden meine Gebete schließlich erhört, aber das *Wie* ließ mich senkrecht in meinem Bett aufsitzen. Der Offizier trat in Wutai auf eine Landmine und wurde sofort getötet.

Warum ich deswegen in meinem Bett hochgerückt bin? Nun, meine Mutter hat mir nicht viel über meinen Vater erzählt – mit dieser einen Ausnahme:

Er trat in Wutai auf eine Landmine und wurde sofort getötet.

Hatte sie die Geschichte aus diesem Buch? Hatte sie das Schicksal dieses dämlichen Offiziers auf meinen Vater projiziert? Glaubte sie, dass er ebenfalls den Tod verdient hatte? Vermutlich.

Wenn es so war, dann musste sie ihn wirklich gehasst haben. Beeindruckend, dass sie den Sohn dieses Mannes trotzdem großgezogen hatte. Es sei denn ... War es ihr vielleicht deswegen so leichtgefallen, mich zurückzulassen? Ich glaubte immer, dass meine Mutter mich liebte. Aber was, wenn sie mich ebenfalls hasste? Was, wenn dies einfach zwei Seiten derselben Münze waren?

Ich warf Band I von *Flucht aus Wutai* gegen die Wand. Die anderen vier Charaktere waren mir nicht wichtig genug, um weiterzulesen.

Am nächsten Tag ging ich zurück ins Zimmer meiner Mutter und nahm ihre Sammlung genauer in Augenschein. Die Rega-

le waren vollgepackt mit Abenteuergeschichten, das ließ sich bereits an den Titeln erkennen. Die Titelbilder zeigten Illustrationen der Hauptfiguren – stets eine Frau, wenn auch nicht immer derselbe Typ. Meine Mutter liebte solche Bücher – über Orte, die sie selbst nie besuchen konnte, über Abenteuer, die sie selbst nie erleben würde. Und die romantischen Aspekte dieser Bücher ließen vermutlich ihr Herz höherschlagen, auch wenn ich nicht weiter über diesen Aspekt nachdenken wollte. Allein mit mir in diesem winzigen Haus zu leben, musste schrecklich langweilig und frustrierend für sie gewesen sein.

Egal. Sie hatte mich verlassen. Ich entschied, nicht mehr an sie zu denken. Stattdessen würde ich lernen, allein zu leben.

Ich ging zu dem Café, in dem sie tagsüber gearbeitet hatte. Das kantige Gesicht und die breiten Schultern des Managers erinnerten mich an einen altmodischen Roboter, und ich musste mir seine langwierigen Klagen darüber anhören, dass meine Mutter so plötzlich gekündigt hatte. Damit hatte ich natürlich gerechnet, trotzdem trafen mich seine Worte überraschend hart. Nachdem er all seinen Beschwerden Luft gemacht hatte, fragte er schließlich, weswegen ich überhaupt hier war, und ich erklärte ihm, dass ich Arbeit suchte. Nachdem meine Familie so viele Minuspunkte bei ihm gesammelt hatte, ging ich davon aus, dass er ablehnen würde, aber stattdessen griff der Manager nach dem Telefon, um den Besitzer anzurufen.

Ich hatte keine Ahnung, warum er so etwas tat, andererseits hatte ich ja auch keine Ahnung von den wahren Gefühlen meiner Mutter gehabt. Es sollte mich also nicht überraschen, dass ich die Entscheidungen anderer Leute nicht nachvollziehen konnte.

Und so hatte ich ganz plötzlich einen Job: als Aushilfe bei den Lieferfahrten zu den anderen Läden des Besitzers. Ich war

genau im richtigen Moment aufgekreuzt; mein Vorgänger hatte nur ein paar Stunden zuvor gekündigt, um eine Anstellung beim Shinra-Konzern anzunehmen.

Mit einem Mal hatte ich kaum noch Freizeit. Es hatte etwas ungemein Befriedigendes an sich, mit den eigenen Händen zu arbeiten, und ich genoss den Tapetenwechsel, der mit meinem neuen Job einherging. Natürlich verging trotzdem kein Tag, an dem ich nicht an meine Mutter dachte, aber immerhin hatte ich nun etwas, womit ich mich vier bis sechs Stunden am Stück ablenken konnte.

Zehn Tage, nachdem ich das Kabel aus dem Telefon gerissen hatte, steckte ich es wieder hinein. Vielleicht hatte sie inzwischen bereits versucht, mich zu erreichen. Vielleicht hatte es geklingelt, als ich nicht zu Hause war. Aber ein Anruf war nun ja beileibe nicht die einzige Möglichkeit, Kontakt zu jemandem aufzunehmen, und die fortwährende Funkstille überzeugte mich mehr und mehr davon, dass sie mich abgeschrieben hatte. Nun, das war okay. *Ich hoffe wirklich, es geht dir gut, Mama. Mir geht es hier nämlich auch nicht so schlecht.*

Die Lieferungen auszufahren, war kein leichter Job, aber es gab mir das Gefühl, gebraucht zu werden. Das war eine völlig neue Erfahrung für mich. Und trotz der schweren Arbeit hatte ich zu keiner Sekunde Angst um mein Herz. Vielmehr begann ich, mir mehr und mehr zuzutrauen – mehr, als ich je für möglich gehalten hätte.

Und jetzt, Mama, was sagst du dazu?

Ich fing schon an, zu glauben, dass mein Leben für immer so bleiben könnte, als sich ein zweites Mal wie aus dem Nichts alles änderte.